die Lust verspüren, an der Quelle selbst zu schlürfen. Es muss zugegeben werden, dass der Verfasser, bezw. der Neubearbeiter — ich kenne die ersten Auflagen des Buches nicht aus eigener Anschauung — manche Lücke der Vorlage gut ausfüllt und manche Unklarheit geschickt ebnet und glättet, und das ist ein unleugbarer Vorzug. Daneben aber findet sich vieles, was dem Geiste der Dichtung und der Zeit, die sie gebar, stark widerspricht. Hierher rechne ich vor allem die sentimentale Naturbetrachtung. Romanhaft im bösen Sinne sind auch Reden wie Giselhers Schilderung von Rüdeger S. 181 und Rüdegers Worte betreffs Dietlinds Verlobung S. 226. Eine Nachahmung der zierlichen Rede der Ritterzeit wäre für den modernen Leser sicherlich ebenso unerträglich wie die Beibehaltung des langwierigen spanischen Hofzeremoniells bei einer Aufführung von Schillers Don Carlos für den Zuschauer; allein wie richtige Salonromanfiguren dürfen die Nibelungen und ihre Gegner noch weniger reden. Den Geist des Heldenzeitalters und die Form der Ritterzeit harmonisch zu vereinen ist allerdings eine Riesenaufgabe. Mitunter stört auch ein zu treues Festhalten an der mittelalterlichen Redeweise, so wenn S. 290 „Waffen!" im Sinne von Entsetzen steht. Sehr merkwürdig berührt es, wenn Volker vor Siegfrieds Ankunft am Hofe zu Worms von diesem singt und besonders wenn er S. 100 Gunthers Tadel folgendermassen pariert: „Wie wollt Ihr dazu das Leben eines Mannes, der noch lebt, in ein abgeschlossenes Gedicht bringen?" — wohl die ärgste Stillosigkeit, die in dem Buche zu finden ist. — In der Anmerkung auf S. 81 muss es Dankrat statt Dankwart heissen. Das Bild von Siegfrieds Ermordung stimmt weder zu der Vorlage noch zu dem hier gegebenen Texte; Siegfried muss in voller Jagdkleidung erscheinen, nur Hagen und Gunther haben das Obergewand abgelegt; auch sieht der grimme Hagen hier viel zu gemütlich aus.

Johann Adolf Herzog, Poetik. Leipzig, G. Freitag, 1914. 108 Seiten. Olbd. 1,50 Mark.

Dieses Buch nahm ich mit einem Gefühl starken Misstrauens zur Hand, da ich darin eine jener vielen Poetiken zu finden fürchtete, die die Werke der Dichtkunst mit dem Ellenmass oder nach Hebbels kräftigem Wort den Adlerflug nach Hühnerschritten auszumessen trachten, und ich erlebte eine sehr angenehme Enttäuschung, da wir es hier wirklich mit einem trefflichen Hilfsmittel für den Lehrer zu tun haben. Wer sich die Ausführungen des Verfassers zu eigen macht, kann bei der Behandlung eines Werkes der Dichtkunst im Unterricht nur Segen verspüren. Namentlich aber wird er sich vor dem geistigen Hochmut zu wahren wissen, der den Schöpfer eines Kunstwerkes meistern zu dürfen glaubt und Neues ohne weiteres verwerfen zu müssen vermeint. Es ist schade, dass der Verfasser sich den Umfang seines Buches so eng absteckte, denn manches hätte durch ausführlichere Darstellung gewonnen. Von dem Neuen, das er bringt, halte ich besonders seine Erklärung der Aristotelischen Katharsis für bedeutsam und einleuchtend. Indem er den Ausdruck aus den engen Grenzen der Tragödie heraushebt und Katharsis allgemeiner als die Herstellung reiner Stimmungen durch die Kunst definiert, die sich zu den gemeinen Stimmungen ähnlich verhalten wie der musikalische Ton zum gewöhnlichen, gewinnt der dunkle und vielumstrittene Ausdruck des Aristoteles auf einmal eine überraschende Fülle von Licht. Man wird sich mit dieser neuen Erklärung zum mindesten auseinandersetzen müssen; daran vorbei kann man nicht mehr.—Seine Beispiele wählt der Verfasser mit Geschick aus den deutschen Klassikern und neueren Dichtern; daneben kommen auch die grossen Dichter der Weltliteratur zu ihrem Recht. Einige Kenntnis der klassischen Sprachen wird vorausgesetzt. Auf S. 50 findet sich am Ende des zweiten Abschnitts ein spezifisch schweizerischer Ausdruck: indem er einem Zweifel . . . . ruft=einen Z. hervorruft. S. 105 ist der Ausgang des Tasso als glücklich angenommen, was zwar die meisten Bühnenkünstler, von den Forschern aber sicherlich nicht viele unterschreiben werden.

Georg Finsler, Die Homerische Dichtung. (Aus Natur und Geisteswelt. 496. Bändchen.) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1915. 113 Seiten. Ohlbd. 1,25 Mark.

Der im Februar 1915 verstorbene Verfasser, Gymnasialrektor in Bern, hat sich durch ein zweibändiges Werk über Homer in der Forschung über die epische Dichtung der Griechen ein bleibendes Denkmal errichtet. Das vorliegende Werkchen ist zum grossen Teile eine Umarbeitung des dritten

Kapitels des grösseren Buches. Es will die Frage beantworten — und beantwortet sie auch—, warum Homer über die Jahrtausende hinweg heute noch so lebendig wirkt, worin das Geheimnis seiner unvergleichlichen Kunst beruht. Das erste Kapitel, Stoff und Aufbau der Gedichte, setzt wohl etwas zu viel beim Leser voraus, der sich nicht mit Einzelfragen der Homerforschung befasst hat. Abgesehen davon aber eignet sich das Buch als feinsinniger Führer zu Homer für alle, die die Homerische Dichtung aus eigener Lektüre wenn auch nur in übersetzungen kennen; einige Kunstausdrücke wie Aristie, die nicht ohne weiteres jedem verständlich und auch nicht in den gebräuchlichen Fremdwörterbüchern zu finden sind, wären leicht zu vermeiden gewesen. Die einzelnen Kapitel behandeln — das erste s. o. — Name und Heimat Homers; Homer über Poesie und die Sänger; Streben nach Altertümlichkeit; den höfischen Charakter des Epos; Erzählung und Schilderung; Komposition; Kunstmittel im einzelnen; den bildlichen Ausdruck; und die Heiterkeit der homerischen Welt. Es braucht nicht eigens gesagt zu werden, dass der aufmerksame Leser nicht nur für die Lektüre des Homer, sondern für die Betrachtung aller dichterischen Werke aus Finslers Büchlein bleibenden Gewinn schöpfen wird. Unter den Bändchen der Sammlung, die sich mit Literatur und Sprache befassen, ist dies eine Glanznummer.

Adolf Frey (o. Professor an der Universität Zürich), *Schweizer Dichter.* Leipzig, Quelle und Meyer, 1914. 168 Seiten. Olbd. 1,25 Mark.

Man hat sich zuweilen darüber gestritten, ob es statthaft sei, in der Literaturgeschichte Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer u. a. als „die Schweizer" in einem besonderen Kapitel zu behandeln. In den letzten Jahren aber hat die stammheitliche Literaturbetrachtung entschiedene und erfreuliche Fortschritte gemacht. Besonders Professor Sauer in Prag hat sich sehr dafür eingesetzt, und seiner Anregung verdanken wir es, dass einer seiner Schüler eine deutsche Literaturgeschichte geschrieben hat, die die Stämme und Landschaften als Einteilungsprinzip gebraucht, und unter andern Werken ähnlicher Art ist eine schwäbische Literaturgeschichte rühmend zu erwähnen. Dass die Antwort auf die eingangs genannte Frage bejahend ausfallen muss, dafür liefert auch die gediegene Untersuchung von Frey, das 126. Bändchen der Sammlung „Wissenschaft und Bildung", einen vollgültigen Beweis. Unaufdringlich und geschmackvoll arbeitet es das Stammheitliche an einer Anzahl der grossen Schweizer Dichter und Schriftsteller heraus, vom Sänger des Walthariliedes über das Mittelalter hinweg zu Haller und Pestalozzi im 18. und zu der grossen Blüte der schweizerischen Dichtung im 19. Jahrhundert. Lebende Dichter sind nicht aufgenommen. Wie stark bei den Schweizern gerade das Stammheitliche entwickelt ist, zeigt deutlich das Kapitel über Widmann, der, obwohl in der Schweiz aufgewachsen, als Sohn landfremder Eltern so ein ganz anderes Gesicht aufweist als die echten Landeskinder. Die in dieser kurzen Anzeige genannten Namen sind selbstverständlich nicht die einzigen, die in den achtzehn Abschnitten des Buches behandelt werden; aber sehr richtig hat der Verfasser darauf verzichtet, den Gegenstand erschöpfen zu wollen oder durch trockene Aufzählungen zu ermüden. Die Lektüre des Büchleins ist deswegen ein wahrer Genuss. Vereinzelte Schweizer Idiotismen (wie Fürsprecher für Anwalt, hangt=hängt, Bauersame =Bauernschaft) stören nicht; unschön aber ist der Gebrauch des Wortes Oeuvre für die Gesamtheit der Werke eines Dichters (S. 145). S. 2 findet sich ein Widerspruch in der Wertung des Waltharistoffes am Amfang des zweiten und des dritten Abschnitts; und S. 121 ist bei Angabe der Lebenszeit von C. F. Meyers Vater ein schlimmer Druckfehler stehen geblieben.

Otto Ernst, Asmus Sempers Jugendland. Der Roman einer Kindheit. Abridged and edited with notes and vocabulary by *Carl Osthaus,* Professor *of German, Indiana University..Boston,* D. C. Heath & Co., 1916. xi, 305 pp. Cloth, 60 cents.

Otto Ernsts frisch, flott, stellenweise aber auch arg sentimental erzählter autobiographischer Roman wird als Lektüre in unsern Schulen und Colleges voraussichtlich viel Anklang finden. Die vorliegende Ausgabe hat das Original sehr geschickt um etwa die Hälfte gekürzt, so dass man fast nirgends das Gefühl hat, dass man etwas anderes als den ursprünglichen Text in der Hand habe (es zeugt nicht nicht eben für den Bau und den wirklichen Kunstwert des Romans, dass ein solches Verfahren keine tieferen Spuren